

Kulturelles

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur**

Band (Jahr): **1 (1921-1922)**

Heft 8

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kulturelles.

Deutsche Schrift und fremde Sprachen in der deutschen Schweiz.

In der Schweizerischen Lehrerzeitung setzt sich Herr N. Siegenthaler, der Schriftführer des deutschschweizerischen Schriftvereins, mit der Behauptung der Antiquafreunde auseinander, die Entfernung der deutschen Buchstaben aus der Schule bringe dem Unterricht einen wesentlichen Zeitgewinn ein, indem nämlich bei Alleinherrschaft der Antiqua von 500 Schreibstunden 200 eingespart werden könnten. Wenn nun bloß die Erfahrungen, die man in einigen Kantonen mit dieser Antiqua als Fibelschrift gemacht hat, nicht dagegen sprächen! Davon, daß durch die Einführung des lateinischen Alphabets die Schriften schlechter werden, soll weiter nicht die Rede sein. Und nur nebenbei, so als Blicklichtschimmer auf unsre herrlich fortschreitende Kultur und ihren wunderbaren Zusammenhang mit der Vergangenheit sei eine höchst wunderliche Tatsache erwähnt, die jüngst in Lehrerkreisen erzählt wurde. Da soll es nämlich in den Antiquakantonen nicht selten vorkommen, daß Schüler mit einem deutsch geschriebenen Brief „von Verwandten auf dem Land“ sich einstellen, den der Lehrer in die Lateinschrift übersetzen sollte, damit man in der gebildeten Stadt das altmodische Geschreibsel lesen kann. Geschieht also in der deutschen Schweiz.

Sehr unbequem aber für die Antiquaverfechter mit ihrem Feldgeschrei von „Entlastung der Schüler“ (durch Einsparung jener fabelhaften 200 Schreibstunden) ist es nun, daß der von der aargauischen Delegiertenkonferenz bestimmte Referent über die Schriftfrage, ein Freund der Antiqua übrigens, von der Verminderung der Schreibstunden nichts wissen will und außerdem feststellen muß: daß die deutsche Schrift für die Anfänger wesentlich leichter sei als die lateinische. Der gerade Strich, das Element der deutschen Schriftzeichen, setze nämlich der kindlichen Hand kein Hindernis entgegen, während bei den lateinischen Formen kein Buchstabe denkbar sei ohne Anwendung der schwierigen Bewegung des Fingerkreisens. Deshalb sei es auch methodisch das einzig Richtige, daß man mit der Deutschschrift beginne, von der die Hand des Schülers später fast mühelos zur Antiqua übergehe.

Darin können wir dem Verfasser des Aufsatzes nur beistimmen, wenn er weiter ausführt: „Vier Jahre lang deutsche Sprache deutsch schreiben und dann, wenn Schriftelemente und Orthographie sitzen, zur Antiqua für unsre Muttersprache übergehen (wie jener aargauische Referent vorschlägt), finde ich unsinnig. Warum ist denn die deutsche Schrift nachher nicht auch gut genug? Wer Frakturdruck will, muß auch die Frakturschreibschrift wollen oder dann jenen, den schönen, anheimelnden, ebenfalls abschaffen.“

Auch auf einen andern wunden Punkt wagt unser Einsender den Finger zu legen. „In den Fremdsprachen,“ schreibt er, „die besonders auf unsern höhern Schulen (die obere Volksschule krankt auch an dem Übel) alles dominieren und in steigendem Maße unterm Volke eine verflachende Mischkultur ausdrücken, könnte auch manches kürzer und einfacher gehalten sein, ohne daß unsere berufliche und geistige Fähigkeit darunter litte.“

Da ist kein Zweifel, die deutschschweizerischen Schulen tun nachgerade des Guten zuviel mit ihrer oft gerühmten „Pflege“ der Fremdsprachen. Und der Kreis derer mehrt sich, die darüber den Kopf schütteln und sich fragen, was dabei denn eigentlich herauskomme. Nun, in der Regel ein oberflächliches bißchen Kellnerfranzösisch und Portierenglisch. Das nennt man dann euphemistisch schweizerische „Vielsprachigkeit“, schweizerische Universalität. Während weitaus die meisten bei all ihrem „Welsch“-Geklapper auch nicht ein Fünftchen fremden Sprachgeistes erhaschen und dazu einem ganz unbegründeten Bildungsbübel verfallen, der in Wirklichkeit auf ihr geistiges Leben lähmend wirkt. Und man komme uns nicht mit dem Vorwurf bildungsfeindlicher Enge. In solcher bewußt und willentlich einsprachiger „Enge“ haben alle im höchsten Maße kulturschaffenden Völker ihre besten Kräfte gefunden und ihre herrlichsten Leistungen gezwungen.

A. B.

Bücher.

Das Werden eines Optimisten.

In nachdenklichen Kreisen Englands vollzieht sich gegenwärtig ganz unverkennbar eine beträchtliche Sinnesänderung in bezug auf den „Friedensvertrag“ von Versailles. Um diese Wandlung zu beschleunigen und um insbesondere die noch schüchterne Erkenntnis vieler Briten zu vertiefen, daß die Grundlage des Vertrages, Deutschlands ausschließliche Verantwortung für das 4½jährige Morden, hohl und brüchig ist, hat kürzlich Hamilton Fyfe ein sehr beachtenswertes Bekenntnis-Buch veröffentlicht: „The Making of an Optimist“ (Leonhard Parsons, London. 279 Seiten. 12½ Shilling). Fyfe, der nach dem Zeugnis von Sir W. Robertson Nicoll „unfraglich einer der fähigsten und glänzendsten heutigen Schriftsteller“ ist, gehörte viele Jahre dem Redaktionsstab der „Times“ und „Daily Mail“ an und er war vom Recht Großbritanniens, andere Völkerschaften — in ihrem Interesse — zu beherrschen, völlig durchdrungen. Kriege erschienen ihm unvermeidlich und „wahrscheinlich gesund“, weshalb er z. B. Norman Angell öffentlich bekämpfte. Und bei Kriegsausbruch war es für ihn unzweifelhaft, „daß alles Recht auf unserer Seite, alles Unrecht auf der anderen lag“. Fyfes Erfahrungen auf vier Kriegsschauplätzen jedoch brachten allmählich einen bedeutenden Wandel seiner früheren Singo-Ansichten zustande. Trotzdem leitete er vom Juli 1918 bis zum Waffenstillstand die Propaganda Northcliffes zur Unterwühlung der deutschen Widerstandskraft, denn damals glaubte Fyfe noch, daß die Alliierten den Wilson-Frieden der 14 Punkte durchführen würden. Versailles aber, „die schimpflichste Episode der Geschichte“, sowie die verschiedenen Enthüllungen von Diplomaten und aus Geheimarchiven öffneten Fyfe vollends recht schmerzlich die Augen über den wahren Stand der Dinge und bekehrten ihn zu einem eifrigen Befechter wirklicher Völkerveröhnung nach dem Grundsatz von „Leben und Lebern lassen.“

Diesen Werdegang erzählt Fyfe schlicht, eindrucksvoll und gewinnend in seinem Buche voll schöner Menschlichkeit. Sehr wichtig sind darin diejenigen Kapitel, die von der Frage der Schuld am Kriege handeln. „Die Franzosen wußten nicht“, schreibt Fyfe, „daß die Wahl des Präsidenten Poincaré als ein Triumph der Leute galt, die wollten, daß die Regierung „eine stolze Politik“ befolgen solle. Im Zug, der die Senatoren und Abgeordneten von Versailles nach Paris zurückbrachte, waren viele, die sagten: „Das mag den Krieg bedeu-“